

# Die Sanitätswarte

Organ zur Vertretung

der Interessen des gesamten Personals in Kranken- und Irren-Anstalten, Sanatorien, Heil-, Pflege- und Bade-Anstalten, Massage- und Wasserheil-Instituten, Kliniken, Seebädern u.

Beilage zu „Die Gewerkschaft“.

Redaktion und Expedition: Berlin W. 57,  
Bülowsstr. 21. — Fernsprecher: Amt 9, Nr. 6488.  
Redakteur: Heinrich Bürger.

Berlin,  
den 4. August 1905.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.  
Bezugspreis inkl. „Die Gewerkschaft“ viertel-  
jährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2.— M.  
Postzeitungs-Viste Nr. 3164.

## Inhalt:

Unser Programm. VII. — Arbeitslosen-Unterstützung für das Krankenpflege-, Massage- und Badepersonal. — Frauenpflege an Männern im Berliner städtischen Siechenhaus, Grödelstraße. — Forderungen des Personals der Berliner Kranken- und Irrenhäuser. — Aus unserer Bewegung. — Verschiedenes. Die Monatschein-Dampferfahrt zum „Wendenschloß“ bei Grünau.

## Zur gefälligen Beachtung!

Vom 15. August d. J. ab befinden sich unsere Geschäftsräume (Verbandsvorstand, Redaktion, Zweigbureau Berlin-Brandenburg und Stellennachweis) nicht mehr Bülowsstr. 21, sondern

Berlin W. 90, Winterfeldstr. 24.

## Unser Programm.

VII.

(Fortsetzung der Reichstagsdebatte über die Zustände in Krankenhäusern.)

Das ist eine Privatanstalt. Aber auch in der städtischen Siechenanstalt zu Leipzig soll es sehr schlecht mit den Schlafzimmern des Pflegerpersonals bestellt sein. Ein früherer Wärter schreibt mir, daß ihm zu der Zeit, als er dort beschäftigt war, überhaupt keine Schlafstelle in dem Siechenhause angewiesen sei; er hat fast jede Nacht in einem anderen Bett geschlafen, wo gerade eines der Patientenbetten frei war. War alles belegt, so mußte er sich in das Bett legen, in dem der Wärter geschlafen hatte, der den neuen Dienst antritt. Welche Gefahren in einer solchen untergeschobenen Schlafstelle möchte ich sagen — Schlafstellen vorhanden sind, brauche ich nicht näher auszuführen. Ich könnte in bezug auf die Schlafstellen noch eine ganze Anzahl von Krankenhäusern anführen, aber ich glaube, die angeführten Beispiele genügen; ich glaube damit den Nachweis erbracht zu haben, daß hier endlich einmal Remedur geschaffen werden muß.

Was nun die Bezahlung betrifft, so habe ich mir schon erlaubt, Ihnen darüber etwas Material zu unterbreiten. Welche Folgen eine solche miserable Bezahlung für die Wärter mit sich bringt, liegt auf der Hand. Sie können unmöglich verlangen, daß ein erwachsener Mensch mit einem Gehalt von 15, 18, 20, 30 bis 40 Mark, im Höchstfalle als Oberwärter 50 bis 60 Mark auskommen kann; er bekommt allerdings noch freie Verpflegung, den bekannten Leinwandmittel und die Leinwandhosen, auch Wäsche, aber das ist doch keine Bezahlung für eine so lange Dienstzeit. Wenn Sie nun noch in Betracht ziehen, daß die Mehrzahl dieser Krankenwärter gar nicht mal der Krankenversicherung unterstellt ist — hier in Berlin hat ja der Magistrat vor einiger Zeit eine Kasse für sämtliche bei der Stadtverwaltung beschäftigten Personen, also auch für das Pflegerpersonal der Krankenhäuser, geschaffen; wo anders sind sie der Krankenversicherung nicht unterworfen. Wurde also früher ein Wärter krank, so wurde er selbstverständlich dort so verpflegt wie die Patienten; war er wieder gesund, wurde er möglicherweise als Wärter weiter beschäftigt, aber es ist auch vorgekommen, daß er ohne weiteres entlassen wurde. Viel schlimmer war es, wenn einem Wärter ein Unfall in dem betreffenden Krankenhause passierte. Wurde er dann wieder gesund und brauchbar und stand er sich außerdem mit seinen Vorgesetzten gut, dann kommt es noch vor, daß er behalten wurde; man verstand es aber auch eben sehr fein, unter Umständen den Mann hinauszuqaulen. Wir sind Fälle bekannt, wo Leute beim Tragen der Kranken gestürzt waren und dadurch einen Unfall erlitten hatten. Nun sind dieselben,

was ja ganz selbstverständlich ist, in der Anstalt auskuriert und nach ihrer Herstellung auch wieder weiter beschäftigt; man war so human, sie nicht zu entlassen. Aber sie bekamen auch keine Gehaltszulage mehr. Ich habe solche Leute kennen gelernt, die mit einem Gehalt von 27 Mark pro Monat im Krankenhaus beschäftigt waren; sie wurden dann einfach an einen Posten gestellt, wo sie keine Nebeneinkünfte hatten; da sie nun mit diesem Hungerlohn nicht auskommen konnten, waren sie gezwungen, aus dem Krankenhause fortzugehen. Da diese armen Menschen infolge des Unfalls in einem anderen Beruf nicht unterkommen konnten, verfielen sie entweder der Armenpflege oder mußten betteln gehen. Bei mir sind einige solcher Leute gewesen, welche gehört hatten, daß ich mich der Krankenwärter angenommen habe und auch in der Lage wäre, ihnen zu helfen. Ich habe mir die einzelnen Fälle genau angesehen; es war mir aber unmöglich, allen helfen zu können.

Meine Herren, daß das in den Krankenhäusern beschäftigte Pflegerpersonal mit den dort gezahlten — und von mir eingangs erwähnten — Hungerlöhnen nicht auskommen kann, dürfte Ihnen wohl klar sein. Aus diesem Grunde ist es geradezu gezwungen, sich Nebeneinkünfte zu verschaffen. Ich habe mir schon im vorigen Jahre erlaubt, Ihnen darzulegen, wie die Unsitte des Trinkgelbernehmens in fast allen Krankenhäusern Deutschlands zum Schaden der Wärter und der Patienten eingegriffen ist. Dieses Trinkgelbernehmen ist nicht nur schädlich für die Kranken, sondern auch für das Pflegerpersonal. Auf das letztere wirkt es geradezu demoralisierend. Stellen Sie sich einmal vor, welche Wirkung es haben muß, wenn ein Wärter mit einem solchen Hungerlohn — ich kann es nicht anders bezeichnen — nicht auskommen kann und infolgedessen gezwungen ist, sich wegen Trinkgelbes an die feiner Obhut anvertrauten Kranken zu wenden! Tut er das, dann kann er unmöglich mehr die Autorität, die er auch als Wärter in einem solchen Hospital haben muß, die auch durchaus notwendig ist, aufrechterhalten; er ist dann einfach der Bediente des betreffenden Patienten. Was daraus alles zu folgern ist, liegt klar auf der Hand. Zu werden zunächst die ärztlichen Verordnungen nicht genau ausgeführt. Sie wissen, es gibt eine ganze Reihe solcher Verordnungen, die für die Patienten sehr unangenehm sind; und es gibt auch Patienten, die nicht so einsichtig sind, um diesen Anordnungen freiwillig Folge zu leisten; sie glauben, es geht auch so. Die Folgen hiervon müssen vielfach von der Allgemeinheit getragen werden. Durch solche Vorgänge wird häufig die Krankheit verlängert, verschleppt, zum Schaden der betreffenden Krankenkasse, die ja für jeden Tag, den der Patient im Krankenhause zubringt, zahlen muß. Wenn aber der Wärter nicht genügend aus dem Kranken herausgeholt kann — und es gibt im allgemeinen aus den in den städtischen und staatlichen Krankenhäusern sehr wenig herausgeholt — dann müssen entweder die Angehörigen bluten! oder der betreffende Kranke hat darunter zu leiden. Bedenken Sie wohl, meine Herren, es sind nicht die reichen Grafen und Barone, die Großfabrikanten oder die Bankiers, nein, es sind die Unbemittelten, die Angehörigen der arbeitenden Klasse, welche, dank unseren heutigen sozialen Verhältnissen, nur kaum soviel verdienen, daß sie nur für ihre gesunden Tage etwas haben. Es kommt weiter vor — und mir sind einige solcher Fälle berichtet worden — daß die Wärter, wenn sie nicht anders können, gezwungen sind, sich auf noch weniger anständige Art ein Einkommen zu verschaffen, als durch Trinkgelbes. Es dürfte bekannt sein, wenigstens für diejenigen, welche die Krankenhäuserverhältnisse kennen, daß ein Handel mit allen möglichen Sachen getrieben wird. Da werden zum Beispiel den Patienten Eier, Bier, Milch oder Wein verordnet. Wer nun nichts hat, aber doch gern von dem Wärter gut behandelt werden will, der nimmt das Wenige, was ihm zur Stärkung seiner Gesundheit verordnet worden ist und gibt das dem Wärter, der es entweder für sich behält oder an andere Patienten — verkauft, die in der Lage sind, über etwas Geld zu verfügen. Das

geht so weit, daß ein durchaus anständiger Mensch auf eine unredliche Bahn geraten kann. Mir ist ein Fall berichtet — derselbe liegt allerdings Jahre zurück — wo der Oberwärter eines Krankenhauses, welcher Vater von 6 Kindern und mit einem Gehalt von 45, später 50 Mk. angestellt war, sich nicht anders zu helfen wußte, als alles zusammenzuraffen, um nur seine Familie ernähren zu können. Wie wollen Sie, wenn solche Zustände in unieren Krankenhäusern herrschen — daß sie herrschen, ist nicht aus der Welt zu schaffen, das steht fest, in dem einen mehr, in dem anderen weniger — wie wollen Sie, wenn wirklich einmal eine Epidemie, wie die Pest, Cholera usw. kommt, mit solchem Pfliegerpersonal den Kampf mit derselben aufnehmen? Glauben Sie, daß das ein Personal ist, an das Sie nachher so hohe Anforderungen stellen können, wie sie naturgemäß in solchen schweren Zeiten gestellt werden müssen? Nein, meine Herren, das können Sie unmöglich! Das Pfliegerpersonal wird durch die heutigen Verhältnisse demoralisiert, es wird durch die schlechte Bezahlung, überlange Arbeitszeit moralisch und physisch zu Grunde gerichtet. Sollten wir wirklich mal das Unglück haben, von einer solchen Seuche heimgesucht zu werden, dann tragen Sie, meine Herren von der Regierung, die Verantwortung dafür, da Sie solche Zustände ruhig weiter bestehen lassen.

(Sehr richtig! links.)

Daß der Staat und die Gemeinden wirklich in der Lage sind, besser bezahlen zu können, ei, meine Herren, dafür bieten Sie doch manchmal selber das beste Beispiel. Wie steht es denn, wenn Sie als Pfliegerpersonal sich nun nicht die ärmsten, die Leute aus dem Proletariat herausheben, wie steht es mit den sogenannten Schwestern? Um nun gar nicht mißverstanden zu werden, will ich gleich erklären, daß ich für die Tamen, welche aus Beruf oder Neigung diesem nach meiner Auffassung sehr hohen Beruf der Krankenpflege sich hingeben, nur größte Hochachtung hege. Aber das darf mich doch nicht abhalten, einmal offen auszusprechen, daß Sie es gar nicht wagen, diesen Tamen eine solche menschenunwürdige, skandalöse Bezahlung anzubieten, da mit Ihnen schon tiefer in den Geldbeutel greifen. Ich habe nichts dagegen, daß es so ist, und wünsche nur, daß es auch den armen Wärtern und Wärterinnen, welche nicht aus den sogenannten besseren Familien, sondern dem Proletariat entstammen, zuteil wird. Mir liegt hier die Bezahlung der Schwestern vor, die in Hamburg im neuen städtischen Krankenhaus angestellt sind — ich glaube, es wird in anderen Städten ähnlich sein — da werden ganz andere Saläre bezahlt: da bekommen solche junge Damen, die allerdings aus den „höheren Töchtern“ genommen werden, eine standesgemäße Bezahlung und auch Behandlung. Diese jungen Damen erhalten als Anfangsgehalt 500 Mk. und 100 Mk. in die Pensionskasse. Daneben gibt es freie Dienst- und Sonntagslohn und Essen II. Klasse, also wie Patienten II. Klasse. Ferner ist ihnen dort ein großer Speisesaal mit Piano und das bekannte Erbsenheim zur Verfügung gestellt. Aber auch für die Zukunft dieser Damen ist gesorgt; nach sechsjähriger Dienstzeit sind sie berechtigt, Pension zu fordern. Meine Herren! Ich finde diese Bezahlung durchaus nicht hoch, sie kann nur als angemessen bezeichnet werden. Aber warum auch hier dieser Unterschied? Tun diese Damen denn mehr als die Wärter?

(Juruf links)

— Es ist mir der Einwurf gemacht: diese Schwestern sind ausgebildet. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß auch diese Wärter aus den sogenannten Krankenschulen ausgebildet sind; und ich will den Einwand des Herrn Dr. Langerhans gleich näher eingehen. Ich habe ein bißchen Erfahrung in der Sache. In Berlin bekamen ungelernete Wärter bis vor einem Jahre in der Charité, in der Klinik, in den städtischen Krankenhäusern anfangs 20 oder 21 Mk. — mir ist die Zahl nicht im Gedächtnis gelernete, d. h. ausgebildete Wärter fangen in der Charité und in der königlichen Klinik, wenn ich recht berichtet bin, mit 23 oder 24 Mk. an. In den städtischen Krankenhäusern werden 24 oder 25 Mk. gezahlt. Ja, ist denn dies nun ein richtiges Verhältnis? Und wie besorgen Sie Ihre Wärter hier? Sie bekommen eben das Essen, was die Patienten, d. h. armen Patienten bekommen. Die höheren Töchter, die Schwestern, bekommen das Essen, welches die Ärzte bekommen. Und ich halte das letztere für richtig; der Dienst des Pfliegerpersonals ist so schwer, so anstrengend, daß diese Leute gut genährt werden müssen. Aber was den Schwestern recht ist, das sollte für das übrige Pfliegerpersonal auch billig sein? Das Essen der Wärter ist häufig so schlecht, daß dieselben es vorziehen, daselbe stehen zu lassen und sich dafür aus eigener Taiche etwas zu kaufen. Herr Kollege Langerhans, das ist der Unterschied zwischen gelerneten Wärtern und gelerneten Schwestern! Sie werden es also nicht aus der Welt schaffen können, daß sich hierin der Klassenstaat wieder einmal in brutaler Weise offenbart; daß er, wo es sich um die Angehörigen der besitzenden Klassen dreht, bessere Bezahlung und Behandlung, daß er dagegen für die Besitzlosen nur ganz minimale Löhne und Behandlung übrig hat.

(Fortsetzung folgt.)

### Arbeitslosen-Unterstützung für das Krankenpfleger-, Massage- und Badepersonal.

Fortgesetzt laufen bei dem Verbandsvorstand aus den Kreisen des Krankenpfleger-, Massage- und Badepersonal Unterstützungsgesuche ein. Die Gesuchsteller geben fast durchgängig an, daß sie infolge längerer Stellenlosigkeit in große Not geraten wären und bitten daher,

ihnen aus Verbandsmitteln eine Unterstützung zu gewähren. Oft sind diese Gesuche in den beweglichsten Tönen abgefaßt; man spricht, daß man sich das Leben nehmen müsse usw., wenn nicht in den nächsten Tagen eine Besserung der Situation eintrete.

Der Verbandsvorstand muß alle diese Gesuche grundsätzlich ablehnen, so leid ihm das auch tun mag. Für die Maßnahmen der Verbandsleitung sind in erster Linie die Statuten maßgebend, und diese sehen „Unterstützungen in besonderen Notfällen“ nicht vor. Ganz abgesehen aber davon, ist es bei den heutigen Verbandsbeiträgen auch ganz unmöglich, solche Unterstützungen gewähren zu können. „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig“, sagt ein altes Sprichwort, und wenn wir dem einen Verbandskollegen eine besondere Unterstützung bei Arbeitslosigkeit gewähren wollten, so könnten wir diese natürlich dem anderen Kollegen nicht verweigern. Dann aber würden, wie bereits gesagt, die heutigen Verbandsbeiträge nicht im entferntesten ausreichen; ein Blick auf andere Verbände, die Arbeitslosen-Unterstützung eingeführt haben, beweist das zur Genüge.

Nun ist hier und da der Wunsch geäußert worden, daß auch unser Verband die Arbeitslosen-Unterstützung einführen möge. Für den gesamten Verband wird das nicht gut möglich sein, da große Kategorien der städtischen und staatlichen Arbeiter sich in ständiger Stellung befinden und hier kein Bedürfnis für Arbeitslosen-Unterstützung vorliegt. Es würde sich aber wohl ein Modus finden lassen, welcher die Einführung der Arbeitslosen-Unterstützung für das Krankenpfleger-, Massage- und Badepersonal ermöglicht.

Selbstverständlich würde eine Erhöhung des Beitrages von mindestens 10 Pf. pro Woche notwendig sein. Damit könnte man dem Etend entgegenreten und die Stellenlosen unterstützen. Von Arbeitslosigkeit kann aber bei der ganzen gegenwärtigen Situation im Bereiche der Krankenpfleger usw. fast jeder betroffen werden und er wäre dann sozusagen gegen die eventuell hiermit verbundene Not verriegelt.

Die Arbeitslosen-Unterstützung würde aber noch weitere Vorteile mit sich bringen.

Zunächst würde sie als Zugmittel für die Indifferenten wirken; diese wären eher geneigt, der Organisation beizutreten, wenn ihnen direkt greifbare Vorteile gewährt werden. Dann würde sie aber auch ein Bindeglied sein; die Kollegen und Kolleginnen, welche nach längerer Karenzzeit ein Recht auf Unterstützung erworben haben, Lehrten gewiß der Organisation nicht so leicht den Rücken, wenn der Austritt mit nicht unerheblichen Verlusten verknüpft ist.

Außerdem könnte aber die Arbeitslosen-Unterstützung auch einen günstigen Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen ausüben. Heute müssen die Arbeitslosen sehr oft zu den schlechtesten Bedingungen Stellen annehmen, weil die Not sie dazu zwingt. Erhalten sie dagegen Arbeitslosen-Unterstützung, so werden sie nicht so leicht zu den miserabelsten Bedingungen anfangen; die fraglichen Arbeitgeber erhalten keine Kräfte und sind gezwungen, bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen zu bewilligen.

Angesichts dieser Umstände wird es angebracht sein, wenn sich das Krankenpfleger-, Massage- und Badepersonal in seinen nächsten Zusammenkünften einmal mit der Frage der Arbeitslosen-Unterstützung beschäftigt.

Sollte man zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Einführung dieses Unterstützungsweges notwendig ist, so werden sich auch Mittel und Wege finden, welche dieses ermöglichen. Dr. Voerlich.

### Frauenpflege an Männern im Berliner städtischen Siedenhaus, Fröbelstraße.

Als seinerzeit die bekannten Hamburger Broschüren erschienen, die sich mit der Frauenpflege an Männern in den Hamburger Krankenhäusern beschäftigten, da bestritt man beider- und ärztlicherseits, daß solche Dinge, wie sie in den fraglichen Schriften geschildert wurden, in deutschen Krankenhäusern vorkommen.

Wie sehr aber die Verfasser jener Schriften recht taten, wenn sie die Öffentlichkeit auf Dinge lenkten, welche dringender Abhilfe bedürften, dieses wird von neuem durch Zustände bewiesen, die im Berliner städtischen Siedenhaus herrschen.

Dort war bis ungefähr anfangs des vorigen Jahres die Praxis aufzuweisen, daß die männlichen Patienten des Siedenhauses auch durch männliches Pfliegerpersonal behandelt wurden.

Seit jener Zeit ist aber der Oberinspektor jener Anstalt, Herr Pieper, bemüht, das männliche Pfliegerpersonal abzuschaffen. Nach und nach ist der größte Teil der Wärter entlassen worden und an ihre Stelle traten Wärterinnen, denen die Pflege der männlichen Patienten anvertraut wurde. Hierbei müssen sie natürlich Dinge verrichten, die für Wärterinnen höchst unpassend sind. So haben sie z. B. die männlichen Patienten zu haben. Ist ein Patient an den Beinen oder am Gesichtsteil wund, so legen sie die notwendigen Verbände an. Beim Anlegen der Urinflasche ist die Wärterin verpflichtet, den männlichen Gesichtsteil mit ihren eigenen Händen anzufassen, um ihn in die Urinflasche zu führen.

Daß solche Verrichtungen zu Vorurteilen führen müssen, auf die wir hier nicht gut eingehen können, ist nur zu verständlich; wir sind aber gern bereit, den städtischen Behörden nähere Einzelheiten mitzuteilen.



Wir fragen die höheren städtischen Behörden von Berlin: Sind ihnen diese Zustände bekannt und haben sie gegen dieselben nichts einzuwenden?

Betont muß noch werden, daß es sich hierbei vielfach um Wärterinnen handelt, die in sehr jungem Alter stehen und erst wenige Jahre die Schule verlassen haben. Andererseits kann wohl auch mit Recht die Frage aufgeworfen werden, ob die ausgeführten Verrichtungen nicht auch verlegend auf die männlichen Patienten wirken, wenn sie von weiblichen Händen ausgeführt werden.

Herr Oberinspektor Pieper wird wohl sehr erkaunt tun, wenn ihm diese Mitteilungen zu Gesicht kommen, und sagen, er hat doch die Anordnung erteilt, daß die „unangenehmen“ Verrichtungen von Wärtern auszuführen seien. Das Letztere mag stimmen, aber die Zahl der Wärter reicht bei weitem nicht aus, um diese Dinge verrichten zu können, nachdem er diese ständig reduziert hat.

Den Wärterinnen bleibt gar nichts anderes übrig, als die unangenehmen Verrichtungen selber auszuführen, wollen sie die Patienten nicht hilflos liegen lassen. Außerdem wird aber vom Personal behauptet, daß Herr Oberinspektor Pieper die gerügten Lebensstände nicht unbekannt sein können, oder er müßte an geradezu bedauerlicher Kurzsichtigkeit leiden.

### Forderungen des Personals der Berliner Kranken- und Irrenhäuser.

In einer außerordentlichen, am 20. Juli d. J. abgehaltenen gut besuchten Versammlung des Personals der Berliner Anstalten beschäftigte man sich ausschließlich mit den von den Kollegen und Kolleginnen zu beantragenden Besserungen ihrer Lohn- und Arbeits- als auch der Kost- und Logisverhältnisse.

Der Referent des Abends, Kollege Heinze, unterbreitete das vorhandene Material und geistelte die augenblicklich obwaltenden Zustände in gerechter, aber derber Art. Hierauf nahm die Versammlung die nachstehenden, von der Lohnkommission ausgearbeiteten Anträge an, welche den städtischen Deputationen bis zum 15. August d. J. unterbreitet werden sollen:

1. Der Lohn für das Personal ist einheitlich für alle Kranken- und Irren-Anstalten folgendermaßen zu regeln:

a) Pflieger: Anfangslohn 50 Mk., Höchstlohn 110 Mk., Pfliegerinnen: Anfangslohn 40 Mk., Höchstlohn 90 Mk. Hausdiener: Anfangslohn: 50 Mk., Höchstlohn 100 Mk. Personal der Koch- und Waschküche, Hausmädchen u.: Anfangslohn 40 Mk., Höchstlohn 80 Mk. Borgenannte Kategorien erhalten halbjährliche Zulagen von 5 Mk. bis zum Höchstgehalt. Das Höchstgehalt muß in spätestens acht Jahren erreicht sein.

b) Für Heizer: Anfangslohn 135 Mk., Höchstlohn 177 Mk.

c) Maler, Schlosser und sonstige Handwerker: Anfangslohn: 140 Mk., Höchstlohn 200 Mk.

d) Landwirtschaftliche Arbeiter: Anfangslohn: 130 Mk., Höchstlohn 170 Mk.

Auch für diese Arbeiter sind Zulagen von jährlich 5 Mk. vorzusehen. Es ist Fürsorge zu treffen, daß das Höchstgehalt in 10 Jahren erreicht ist.

Ferner ist allen Arbeitern die bisherige Dienstzeit in Anrechnung zu bringen. Dasselbe gilt auch vom Uebertritt von einer in die andere städtische Anstalt.

2. Die tägliche Dienstzeit ist auf zehn Stunden festzusetzen und zwar mit folgenden Unterbrechungen: eine Stunde Mittag, eine halbe Stunde Besipser und eine halbe Stunde Frühstück. Die tägliche Dienstzeit für das Betriebspersonal beträgt neun Stunden. In den Anstalten mit Tag- und Nachtbetrieb sind drei Schichten zu je acht Stunden einzuführen. Sonntagsarbeit und Ueberstunden sind mit 50 Prozent Aufschlag zu bezahlen. Ferner erhält das Personal alle Woche einen freien Tag. Der zweite dieser freien Tage hat immer auf einen Sonntag zu fallen. Während der dienstfreien Zeit ist das gesamte Anstaltspersonal berechtigt, die Anstalt jederzeit bis zum Dienstantritt verlassen zu können. Für das Pflieger- und Dienstpersonal sind getrennte Schlafräume zu schaffen, die den hauptsächlichen Bestimmungen entsprechen müssen. Für das Personal, welches Anstaltsloft erhält, ist eine Renagelkommission zu bilden. Diese geht aus freier Wahl des Anstaltspersonals hervor. Dem gesamten Personal ist nach einjähriger Dienstzeit ein Erholungsurlaub von 10 Tagen zu gewähren, der nach dreijähriger Dienstzeit auf 14 Tage zu erhöhen ist.

Für die Zeit des Urlaubs und bei Krankheit wird dem Personal der Wert für Kost und Logis ausgezahlt.

Von den beteiligten Kolleginnen und Kollegen darf man nun wohl erwarten, daß sie diesen ihren Wünschen den so nötigen Nachdruck verleihen. Daß hierzu die Organisation nur allein imstande ist, wissen ja die Beteiligten zur Genüge. Hoffen wir, daß sie auch danach handeln.

### Aus unserer Bewegung.

Berlin. Das Personal des Krankenhauses Am Friedrichshain und des Friedrich Wilhelm Hospitals war am 26. Juli, abends, versammelt, um über seine Lage zu beraten. Kritisiert wurde das Benehmen der Oberwäscherin, welche fortgesetzt ihre Untergebenen mit Schimpfworten belegt. Es soll sogar vorgekommen sein, daß sie mit Schlägen gedroht hat. Ungehört ist auch das Ausfragen des Personals bei Urlaubserteilung. Es kann den Damen wohl gleichgültig sein, wohin die Beurlaubten gehen. Durch solche Fragen machen sie sich bei dem Personal nur lächerlich. Manche junge Mädchen nehmen an, die Damen seien neidisch, wenn sie, die ausgehenden Mädchen, mit ihrem Schatz zusammentreffen könnten. In beiden Anstalten klagt man auch ständig über das Essen. In der Ballisadenstraße gab es gleich zweimal an einem Tage verdorbene Würst. Bei den Pöhlungen soll dies regelmäßig der Fall sein. Die Schuld soll ausschließlich die Oberköchin treffen. Geradezu verlegend wirkt aber das Verhalten des Herrn Professor Stadelmann bei Besuchen um Extra-Urlaub und Lohnzulagen, weil er diese erst erteilt, wenn die Oberwäscherin sie für gut befindet. Wer also bei dieser Dame schlecht angeschrieben steht, kann nichts erreichen. Was sich aber in dieser Anstalt manche Personen herausnehmen können, beweist das Auftreten der Oberköchin beim Ausgang des Personals zur Mondscheinfahrt. Obgleich die Direktion dem Personal die Erlaubnis zur Teilnahme gegeben hatte, erklärte die Oberköchin den Mädchen, wenn sie nicht um 6 Uhr zurück seien, könnten sie gleich wegbleiben. Eine von den Damen soll den Auspruch getan haben, daß anständiger Eltern Kinder eine Mondscheinfahrt nicht mitmachen. Man sieht also: zu kleinem Lohn und schlechter Kost noch grobe Inulte! Außerdem muß das Personal zum großen Teil in Krankenzimmern mit den Patienten zusammenschlafen; andere Schlafräume befinden sich 2 Meter 68 Zentimeter unter dem Niveau, im Keller. Und das alles sei noch genau so wie vor Jahren, obgleich sich bereits der Reichstag, die Presse sowie eine besondere Untersuchungs-Kommission mit der Angelegenheit beschäftigte. Biletsicht wird es nun, durch die abermalige öffentliche Kritik, besser!

Berlin. Unsere Kollegen und Kolleginnen in der Königlich-Preussischen Klinik wenden seit einiger Zeit ihre ganze Aufmerksamkeit der Besserung ihrer Anstaltsverhältnisse zu. Am 21. Juli war man wieder versammelt, um über die Beseitigung diverser Mängel zu beraten. Wiederrum wurde ausgeführt, daß Fräulein v. Seydlitz, nach wie vor, das Personal mit „Ihr“ und „Euch“ anredet; während es als „Ewädige“ tituliert sein will. Von der Oberköchin Waga wurde behauptet, sie liefere dem Personal unappetitliches Essen; sie scheint das aber als ganz in der Ordnung und selbstverständlich zu betrachten. Ein Kollege fand da füglich eine Raupe im Essen. Auf seine Vorhaltungen hin erklärte ihm Frau Waga, wenn er erst einmal verheiratet sei, dürfte ihm diesbezüglich so mancherlei vorkommen. Das Personal bezichtigt Frau Waga aber der Inkonsequenz, da es annimmt, daß der stille Kostgänger der Anstalt sicher kein mit Waupen angemachtes Essen erhält. Uebrigens interessieren sich die Kollegen dafür, was eigentlich Frau Waga für diesen Kostgänger an Kostgeld der Anstalt zuführt oder ob Frau Waga die Erlaubnis besitzt, ihren Schatz auf Kosten der Anstalt füttern zu dürfen. Die Ansicht des Personals hierüber wird am besten durch folgendes Borkommnis illustriert: Vom vorigen Montag ab sollte das Personal regelmäßig Abendbrot bekommen und zwar an einem Tage der Woche drei Eier — tatsächlich wurden aber nur zwei verabfolgt; daher machten sich die Kollegen den Scherz, auf einem Zettel bekannt zu geben: eins für Herrn Franke. Als Uebelstand wird es ferner empfunden, daß ein erheblicher Teil des Personals über den Hundeshäfen schlafen muß. Die Luft soll dort besonders im Sommer oft unerträglich sein. Die Hunde werden zu wissenschaftlichen Experimenten benützt und haben dadurch Schmerzen zu leiden. Ein unerträgliches Geheul taubt deshalb den Kolleginnen oft die Nachtruhe. Das Personal der Koch- und Waschküche sollte hieraus aber die Lehre ziehen, daß es nur durch Anschluß an eine starke Organisation diese Dinge ändern kann.

Dalldorf. Am 25. Juli kamen die Kollegen und Kolleginnen bei Ruster zusammen, um sich über die beschlossenen Forderungen berichten zu lassen. In dieser Anstalt liegen die Verhältnisse mit am schlechtesten. Das Personal tut dort noch zum Teil täglich 24 Stunden Dienst. Das Essen soll oft unter aller Raune sein. Es wurde vorgeschlagen, der Oberköchin zu ihrem künftigen Geburtstage ein modernes Kochbuch zu kaufen. Die Rezepte, nach welchen sie jetzt kocht, mühten aus dem Mittelalter stammen. Von der Beseitigung der Forderungen erwartet das Personal außerdem eine Besserung des Benehmens der Borgelegten. Ueber die Oberpflegerinnen wurde besonders geklagt. Diese Damen sollen immer übermütiger werden und nach echt russischer Manier herrschen. Mit einbezogen wurde hier gleichfalls die Oberwäscherin. Auch beschränkte man den Urlaub in ungerechter Weise. Ferner mache sich bei der Urlaubserteilung eine recht unnütze Fragestellung bemerkbar. Alle Diskussionsredner sprachen sich noch im Sinne der Forderungen aus. Künftig müsse aber ein anderer Geist bei dem Anstaltspersonal einziehen, damit dieses respektvoller behandelt werde.

Leipzig. Unserer noch ziemlich jungen Organisation am hiesigen Orte scheint die Verwaltung des städtischen Krankenhauses St. Jakob

nicht mit besonderem Wohlwollen zu begegnen. Verschiedenen Kollegen hat man schon nahe gelegt, doch lieber die Tätigkeit für den Verband zu lassen. Ein Kollege, dem im Frühjahr seitens der Direktion spezielle Vorhaltungen wegen seiner Verbandstätigkeit gemacht wurden, zog es vor, der Anstalt den Rücken zu kehren. Er glaubte, es sei besser, sein Recht energisch zu vertreten, als wie sich daselbe von der Anstaltsverwaltung beschränken und dann sich vielleicht noch maßregeln zu lassen. Trotzdem halten aber die Kollegen fest an der Organisation. Allerdings ist dieselbe auch unbedingt notwendig. An Mängeln fehlt es ja im Leipziger Krankenhaus nicht. Die Kollegen haben deshalb die Errichtung eines Arbeitersausschusses beantragt, damit sie wenigstens ihre Beschwerden in ordentlicher und bestimmter Weise zu maßgebender Stelle vorbringen können. Bisher ist diesem Begehre noch nicht stattgegeben worden. Für alle anderen städtischen Betriebe besteht hingegen schon seit längerer Zeit diese Vertretung des Personals. Man darf deshalb jedenfalls hoffen, daß auch die Beschäftigten des Krankenhauses bald dieser Institution teilhaftig werden. — Für einen Teil des Personals gab es bis vor kurzem auch keine Versicherung gegen Krankheitsfälle. Dem ist jedoch nunmehr durch Beschluß der Stadtverwaltung abgeholfen worden. Die Beiträge zur Versicherung werden von der Direktion getragen.

### Verschiedenes.

**Die Uebersättigung der Berliner Krankenhäuser.** Ob die Berliner Kommune die notwendigen Forderungen auf dem Gebiete des Krankenwesens erfüllt, untersucht Dr. Adolf Gottstein in statistischer Hinsicht. Er kommt dabei zu dem Schlusse, daß hinsichtlich der Zahl der Betten in den Krankenanstalten Berlin im Rückstande geblieben ist im Vergleich zu der Steigerung der Einwohnerzahl. Dr. Gottstein, dessen Ausführungen in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ erschienen sind, legt dar: „Die Zahl der Betten in den städtischen Krankenhäusern betrug 1883 11,7; sie sank allmählich, weil keine neuen Krankenhäuser errichtet wurden, die Bevölkerung aber zunahm, bis 1898 auf 9,8, um dann nach und nach im Jahre 1902 bis auf 17,4 zu steigen. Betrachtet man aber die Summe aller Betten, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Gemeinde Berlin nach altem Vertrage in der Charité jährlich 100 000 Verpflegungstage zur Verfügung hat, so ist die Gesamtzahl der öffentlichen Betten von 36,6 auf 34,5 gesunken. Die Tätigkeit der Gemeinde Berlin, deren Bettenzahl sich von 1425 im Jahre 1883 auf 3312 im Jahre 1902 gesteigert hat, bewirkte also lediglich, daß gerade zur Not durch Neu-Anschaffungen der Defekt ausgeglichen wurde, der durch die Abnahme von Betten von staatlichen Anstalten und Stiftungen und durch das rapide Anwachsen der Bevölkerung in den 20 Jahren eintrat. Tatsächlich ist aber die Gesamtzahl der Betten heute trotzdem relativ niedriger als vor 20 Jahren und zwar ist — und das ist in hohem Grade bemerkenswert — die Zahl der von der Gemeinde allein bereit gestellten Betten in Berlin ganz erheblich geringer als in sehr vielen ärmeren deutschen Städten, und auch in der Gesamtzahl der Betten steht Berlin fast in tieferer Reihe, nämlich als fünftletzte. Seitdem haben Charlottenburg und Görlich neue Anstalten bekommen, und es bleiben eigentlich nur Barmen und Plauen an Bettenzahl hinter Berlin zurück! Nur zwei Städte sind also schlechter verorgt, alle anderen besser, und zwar meist ganz erheblich besser als die Reichshauptstadt, die den Anspruch erhebt, in bezug auf die Organisation des Krankenhauswesens musterhaftig zu sein. Was das Verhältnis von Aufnahme zur Bettenzahl (1:10) betrifft, so bleiben die meisten Städte, und zwar oft erheblich, unterhalb dieses Wertes, sind also als gut oder sehr gut verorgt zu bezeichnen. Nur Dortmund, Essen, Halle und München haben außer Berlin ein Verhältnis von mehr als 1:10. Breslau, Karlsruhe, Mainz, Stettin haben gerade 1:10. Es soll hier kein Mißverständnis entstehen. Die innere Einrichtung der Anstalten, die ärztliche Versorgung und Leitung ist hier nicht Gegenstand der Besprechung, sondern lediglich die Frage der behördlichen Fürsorge für den Raum, und dieser ist, wenn man die obigen Tabellen genau studiert, durchaus unzulänglich. Es läßt sich an der Tatsache nicht rütteln, daß schon vor 20 Jahren die Zahl der Betten in Berlin unzureichend gewesen ist und daß die Maßnahmen der letzten zwei Decennien nur gerade zur Not die Erhaltung des Bestandes, nicht aber eine Ausfüllung der vorhandenen Lücke erzielten; die Tatsache, daß Berlin überhaupt zu wenig Krankenbetten besitzt, nicht nur in Zeiten der Not, darf von den verantwortlichen Personen nicht mehr bestritten werden.“

### Die Mondschein-Dampferfahrt zum „Wendenschloß“ bei Grünau.

„Ein Vergnügen eigener Art  
Ist und bleibt 'ne Wasserfahrt.“

Nichts ist vollkommen auf der Welt! So können auch wir zur Einleitung neben den schönen Eindrücken unserer Dampferfahrt nicht ganz die Unebenheiten verschweigen, welche namentlich zu Beginn die Festfreude ganz wesentlich beeinträchtigten.

Eine nie dagewesene Buntlichkeit trieb die Kolleginnen und Kollegen am Sonnabend vor 10 Uhr zur Jannowitzbrücke. Im Gegensatz hierzu ließen die Dampfer unerfreulich lange auf sich warten. Um 1/211 Uhr war die Geduld der Wartenden erschöpft und man begann

sich dichter aneinander zu reihen. „Vorwärts“ hieß jetzt die Parole, und da die Barriere (zum Glück) nicht nachgab, so mußten die Menschen nachgeben, d. h. der Körper jedes einzelnen wurde auf den kleinsten Raum zusammengedrängt. Bald stand alles eng gepreßt wie ein Klumpen, der nur von Zeit zu Zeit durch erneuter Ansturm ins Wogen verlegt wurde. Die „Herren der Schöpfung“ waren dabei insofern besonders übel dran, als sie doppelt Rücksicht zu nehmen hatten: Einerseits auf die Hüte und Garderoben der festlich geschmückten Kolleginnen, andererseits auf die nicht gar zu „innige“ Berührung mit den letzteren.

Wir wollen schon hier verraten, daß einzelne, um diesem Dilemma aus dem Wege zu gehen, auf die Fische stützten; andere fanden sich mit gutem Humor in das „Gratis-Schwitzbad“. Aber der dritte Teil, vielleicht nicht einmal der kleinste, wurde ungemütlich, und es regnete Unzufriedenheitsfundgebungen der verschiedensten Art. Besonders das Komitee wurde dergestalt mit Liebesswürdigkeiten bedacht, daß einem fast um dessen Weiterzitiert hätte bangen können.

Aber alles geht einmal vorüber. Endlich, endlich konnte der schwünge Menschenfloh losgelassen werden und ergoß sich alsbald auf das Deck des ersten Schiffes, das mit Trompetengehmetter vor dannen zog.

Um so ungehähriger wurden die Zurückbleibenden, als sich der zweite Dampfer noch immer nicht zeigte. Es war wohl nach 11 Uhr, als auch er „bis an den Rand gefüllt“ abdampfte. Das schwächere — pardon! — schönere Geschlecht nestelte sich schmunzelnd den Feststrauch an, und da jeder mitgelommen, vergaß man bald die erlittene Drangsal. Die Musik mußte sich noch zurückhalten innerhalb der Stadt, dafür wurde alsbald eins angestimmt. Zuerst etwas schüchtern von der Spitze her: „Nun ade, du mein lieb Heimatland“. Bald sang man auf dem ganzen Schiff von der „Süßen Heimat“ oder dem „Böhmer Wald, wo meine Wiege stand“. Nach Bassieren der Oberbaumbrücke legte auch die Musik ein und eine (sucht)fröhliche Stimmung machte die erlittene Unbill vergessen.

Welch schöner Abend! Weich und mild war die Luft, und auch der bestellte Mond ließ nicht länger auf sich warten. Es wurde zwar von anderer Seite gemunkelt, daß er in einen „partiellen Streif“ eingetreten sei. Wer ihn besser kennt, weiß, daß er der Erde nur seine halbe Scheibe zeigte aus Gründen, die in seiner Organisation oder richtiger in der Organisation der Erdbahn liegen. Man sieht, auch im Kosmos spielt die Organisation eine gewichtige Rolle; wir wollen sogar verraten, eine weit größere wie bei den Menschen, die wir allein Anlaß hätten, darin den Naturgesetzen nachzusehen!

Aber bleiben wir bei der Mondschneefahrt. . . Höllich-gelb wie eine Ampel war der Mond im Osten aufgestiegen und die eigensinnige Spree mit ihrem gewundenen Laufe sorgte dafür, daß er bald an der rechten, bald an der linken Seite des Schiffes seinen silbernen Streifen im Wasser zog.

Waldampf ging's vorwärts an den wenig materischen Schloten der Rielenfabriken vorüber, wo über Tag und teilweise selbst nachts so mancher ächt unter der langen und altu schweren Arbeit. Aber heute gilt's einmal ans Vergnügen zu denken, und so läßt denn das optimistische Auge die Rielenstempel, die Fabriken und Spinnereien an sich vorübergleiten, sieht die stummen Golddächer einzelner Laternen im Wasser widerblitzen, und wer Sinn für Farben hat, kann sich ergötzen an den endlosen Smaragd- und Rubinstreifen, welche von den Brückenfarnalen im Wasser zurückgemorren werden. . . In Treptow ist bereits alles still in den sonst so lauten Konzertgärten. . . Die zwölfte Stunde ist im Anzuge.

Erneut erklingen die Trompeten voll inniger Empfindung: „Die Kirchen in Nachbars Garten, die waren so süß!“ Bald zeigt sich Nieder- und Ober-Schönweide. Wiederum die ungeheuren Schlote. Die Fahrt ist wunderbar, niemand ist ungeduldig nach dem Ziel.

Nach einer halben Stunde tauchen die Türme von Köpenick auf. Man ist schon zu Bett gegangen in dem kleinstädtisch gearteten Vorort Berlins. . . Jetzt wendet sich der Dampfer rechts, die Spree wird verlassen und wir lenken in das Bett der Dahme ein, welche sich seartig bis über Grünau hinzieht.

Noch immer ist starke Dämmerung; es wird nicht „Schwarze Nacht“. Wir wollen nicht verschweigen, daß dadurch in Gemeinschaft mit dem stummen Wächter Mond auf dem Dampfer das „Ankuscheln“ etwas vertrieben wurde, obgleich wir auch Augenzeuge waren von. . . Aber werden wir nicht inbetr. Vielleicht war die Nachtstille Beranlassung.

Um es kurz zu machen: Nach halbständiger Fahrt in der Dahme tauchen die ersten Lichter von Grünau auf. Es ist wohl schon nach 1 Uhr. Die Musik des vorangehenden Dampfers empfängt uns mit einer Hymne, bald ist alles „ausgeschifft“ und auf dem freien Platz im Garten wird in Hut und Mantel, mit Stod und Schirm ein richtiger „Barier“ improvisiert. Alles tanzt sich erst mal etwas Wärme und Stimmung an. Andere sollen allerdings durch reine Alkoholika, als da sind Cognac und Konsorten, ihre doch ein wenig erstarren Lebensgeister aufgetrieht haben. Wir nehmen natürlich zu Ehren unserer Freunde an, daß hier der Alkohol nur die Rolle einer Medizin gespielt hat und nicht etwa als Genußmittel so beliebt wurde. Freilich, die Damen hielten stramm zu ihrem Kaffe, und da sie wohl die Majorität bilden mochten, entstand so mancher Kaffeekisch. (Fortf. folgt)